Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 26

Artikel: Die Grasburg in Sage und Geschichte [Schluss]

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638205

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ruine Grasburg: Die vordere Burg. Ansicht vom Burgweg aus.
(Aufnahme von Prof. Türler, Bundesarchivar.)

Barrauds ab — und man darf das, wenn man nicht mit einer Mode geigen will —, dann bleiben recht wenige, die irgendwie anziehen. Da ist vielleicht zunächst August Giacometti, der in einer Phantasie über eine Kartoffelblüte frischweg nur Farben hinsetzt, die in wundervollem Zusammenklang miteinanderwirken, alles nur ein Rausch, nur eine flammende Begeisterung, nichts Körperliches mehr, alle Linien aufgehoben, ein absolutes Bekenntnis zur Farbe, aber wie alle solche ins Aeußerste getriebenen Prinzipien zugleich eine Widerlegung. Ganz auf Farbe gewollt ist Cardinaux' Frauenraub, dessen sichere Gestaltung man schon vor zwei Jahren an der Weihnachts-Ausstellung in Bern bewundern konnte, das aber wie damals trotz der feinen Verwendung der Töne auf den Frauenkörpern allzuklug wirkt, um den Eindruck der Kälte verjagen zu können. Da ist ferner Prochaskas Bild: Die Allee, auch wohlbekannt von einer Weihnachtsausstellung her; es hängt etwas versteckt, ist aber unzweifelhaft eines der bedeutendsten Bilder der Ausstellung. Burkhardt Mangold bietet dies Jahr nichts Neues; seine Bilder weisen immer dieselben kindlich-frohen Farben des Regenbogens auf.

Seltsame, fast träumerische Farbenwirkungen klingen im Bild von Paul Basilius Barth: Fremdenlegionäre. In der Tropennacht sitzen die roten Legionäre am Strand, ihre mattroten Kleider stehen allein gegen das totblaue Meer und die verschwiegen grünen Palmen.

(Schluß folgt.)

Die Grasburg in Sage und Geschichte.

(Schluß.)

IV.

Einmal lebte auf der Grasburg ein Vogt, dem war sein Jagdroß so lieb, daß er ihm den Namen Welf gab. Damals waren die Welfen ein mächtiges Fürstengeschlecht in Deutschland und ihr Name schien ihm kaum gut genug für sein Pferd. Als er einmal mit ihm auf der Jagd war und einen prächtigen Edelhirsch verfolgte, führte ihn dieser in wilder Flucht gegen die Torenöle. Dort, wo oberhalb des Hauses der Sandfels jäh ins Tälchen abfällt, bog der Hirsch um und setzte seine Flucht gegen das Brünnbäch fort. Der Vogt verfolgte aber die Fährte so rasend, daß er sein Pferd dort weder aufhalten, noch wenden konnte. Da rief er noch, als er mit ihm in die Tiefe stürzte: Stell di, Welf! Aber Roß und Reiter blieben zerschmettert unten liegen.

V.

Einmal hatte ein Landvogt auf der Grasburg einen Hirten, der nahm zum Hüten gerne seine Armbrust mit und erlegte manches schöne Wild, denn er war ein guter Schütze. Da bemerkte er, daß die beste und schönste seiner Kühe am Abend fast keine Milch mehr gab, am Morgen aber noch so viel wie vorher. Es mußte sie also tagsüber jemand melken. Zuerst glaubte er, es könnte einer der Kohlenbrenner sein, der in der Nähe der Weide Kohlen brannte; als der aber fortzog, gab die Kuh gleichwohl nicht mehr Milch. Da folgte ihr der Hirt eines Tages auf jedem ihrer Gänge nach und ließ sie nicht aus den Augen. Als die Sonne sich zum Sinken anschickte, ein kühler Wind zu wehen begann und dunkle Schatten das Sensental füllten, wurde es dem Hirten schier unheimlich, als er bemerkte, wie die Kuh einer Fluh zuschritt und sich dabei umsah, als ob sie jemand erwartete. Er verbarg sich hinter einem herabgestürzten Felsblock. Da sah er, wie sich eine gewaltige Schlange von der Fluh herabringelte und sich an das strotzende Euter hängte. Die Kuh ließ es ruhig geschehen. Mit Schrecken und Grausen sah's zuerst der Knecht, aber im Strahl der sinkenden Sonne erblickte er auf dem Kopf der saugenden Schlange etwas Glänzendes. Da kroch er vorsichtig hinter einen näherliegenden Stein und gewahrte, daß es ein goldenes Krönchen war, besetzt mit funkelnden Edelsteinen. Darob erfaßte ihn die Habsucht. Schon sah er sich nach einem Stein um, aber wenn er die Entfernung betrachtete, so sagte er sich, daß er kaum treffen würde, und nun ließ auch die Schlange das Euter fahren, ringelte sich wieder dem Felsen zu und verschwand. Schon wollte sich der Hirte erheben, als die Schlange nochmals zurückkehrte. Diesmal trug sie im weitaufgesperrten Rachen einige Kräuter und legte sie vor die Kuh hin, die sie sogleich gierig zu fressen begann. Jetzt begriff der Hirt, warum sie immer so gut bei Leibe war, trotzdem sie am meisten Milch gab. Die Zauberkräuter der Schlange bewirkten das. Ehe aber der Hirte die Kräutlein erkennen konnte, hatte sie die Kuh gefressen und auch die Schlange mit dem goldenen Krönchen verschwand.

Am folgenden Abend nahm der habsüchtige Hirte seine Armbrust und schlich wieder der Kuh nach. Er wollte die Schlangenkönigin erschießen, wenn sie der Kuh die Kräuter brachte und dann hatte er die Krone und konnte auch die Kräuter kennen lernen. Aber als er gerade abdrücken wollte, stürzte ein großer Felsblock von der Fluh herab und zerschmetterte ihn. Die Kuh aber fraß nichts mehr, magerte

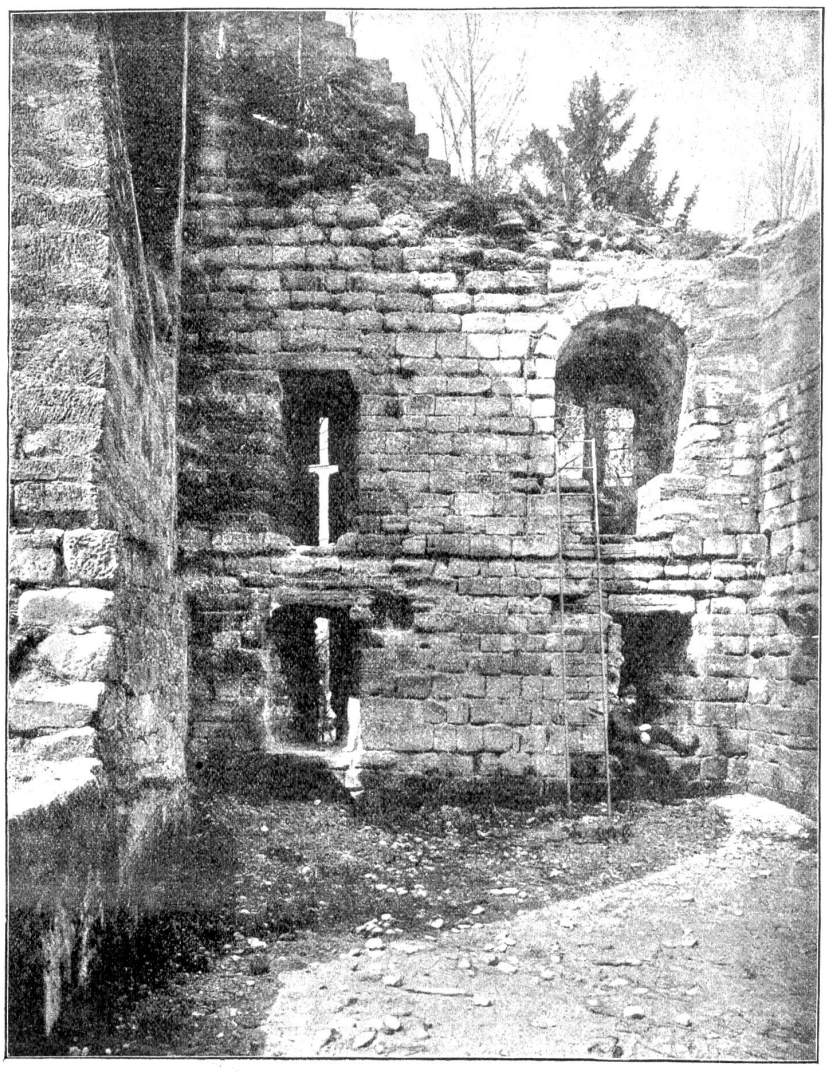
ab und mußte bald abgetan werden. Das war die Strafe der Schlangenkönigin.

VI.

Als die Savoyer 113 Jahre lang die Grasburg besessen hatten, verkaufte sie der Herzog Amadeus VIII. von Savoyen für 6000 französische Goldtaler an die Kantone Bern und Freiburg. Und nun regierten auf der Grasburg von vier zu vier und später von fünf zu fünf Jahren abwechselnd bernische und freiburgische Landvögte. Sie hatten aber ihre liebe Not mit der Burg, weil der hölzerne Oberbau auf den Mauern gar oft ersetzt werden mußte; besonders die Schindeldächer gaben viel Arbeit. Man erstellte schließlich einen Aufzug, um das Baumaterial nicht immer auf den Schultern den steilen Weg hinauftragen zu müssen. Im Jahr 1356 richtete das Erdbeben, das die Stadt Basel verwüstete, auch auf der Grasburg Schaden an. Die Ringmauer spaltete sich und an einem nun verschwundenen Turm wurden die Zinnen beschädigt. Zur Zeit, als Bern die Reformation einführte, war sie so zerfallen, daß sich die Berner und Freiburger ernstlich vornahmen, hier keine weitern Unkosten mehr zu haben und lieber im Dorf Schwarzenburg droben ein neues Schloß zu bauen, aber doch wurde es nochmals wieder in Stand gestellt. Man scheute scheint's die Kosten für ein neues Schloß.

In dieser Zeit wohnte der Landvogt im Dorf, in der heutigen Junkerngasse, und den Schlüssel zur Burg hatte er im Sack und gab ihn nur heraus, wenn man den Gefangenen drunten im Schloß zu essen bringen mußte, denn die waren allein unten geblieben! Als die Burg wieder ausgebessert war, zügelte er wieder hinab, aber nach 30 Jahren kam der Vogt schon wieder heraufgezogen, diesmal für immer; die Grasburg war wieder ganz baufällig geworden und wurde nun abgebrochen. Was nur einigermaßen brauchbar zum Aufbau des neuen Schlosses, wurde abgerissen und ins Dorf hinaufgebracht: Ziegel, Tuffsteine und vor allem alle Eisenteile. So war die Grasburg zur Ruine geworden. Das war 1573.

Die Volkssage aber kennt ein rühmlicheres Ende der Grasburg.



Ruine Grasburg: Die vordere Burg. Das Innere des Wohngebäudes.
(Aufnahme von A. Hegwein.)

VII.

Die Zwingherren auf der Grasburg verlangten immer mehr von dem armen Landvolk, nahmen weg, was ihnen gefiel und zwangen sie immer mehr Frondienst zu leisten. Da gingen sie heimlich zusammen, klagten sich ihre Not und beredeten, wie sie den Zwingherrn gefangen nehmen und töten könnten. Sie schlichen des Nachts vor die Burg, wollten eindringen und den Ritter packen, aber da sahen sie im Schnee die Spur seines Pferdes, die führte vom Schloß weg, den Hohlweg hinauf dem Dorf zu. Darob verwunderten sie sich, denn sie hatten ihn im Dorf fortreiten und nicht mehr wiederkehren sehen. Er war ihnen auch nirgends begegnet. So zogen sie still wieder nach Hause. Am folgenden Abend kamen sie wieder vor die Burg und wieder führte eine Spur dem Dorf zu. Da beschlossen einige junge Burschen, der seltsamen Sache auf die Spur zu kommen und vor dem Schlosse Wache zu stehen bis am Morgen. Als endlich der Morgen dämmerte, kam zu ihrem Erstaunen der Landvogt aus dem Schloß herabgeritten. Er bemerkte sie nicht, denn sie hatten sich im Gebüsch verborgen. Als er dem Dorfe zuritt, folgten sie in der Ferne seinen Spuren und siehe da: jetzt wiesen sie dem Schlosse zu. Der schlaue Zwingherr hatte den Haß des Volkes wohl bemerkt und seinem Pferd die Eisen verkehrt aufschlagen lassen, um die Verfolger irre zu führen.

In der folgenden Nacht drangen sie nun ins Schloß ein, überwältigten die Knechte des Vogts und zündeten die Burg an. Der Ritter aber hatte sich durch einen geheimen Gang, den niemand vorher wußte, flüchten können. Er wollte gegen Guggisberg hinauf über die Berge. Aber die Guggisberger hatten den Brand der Grasburg bemerkt, waren bewaffnet herbeigeeilt und trafen nun den Landvogt oberhalb des Dorfes. Als er sich dort umstellt sah, stieß er ein solches Gebrüll aus, daß die Häuser dort noch heute im Brüllen heißen. Die Guggisberger aber erschlugen den grausamen Zwinghern.

VIII.

Dort, wo man durch den steilen Weg auf den Grasburgfelsen hinaufsteigt, versuchten einmal zwei Männer, nach den Schätzen zu graben, die die Zwingherren unten im Turm versteckt haben. Sie hatten sich eines Nachts schon ein ziemliches Stück hineingearbeitet und fanden silberne und goldene Tafelgeschirre. Im Hintergrund der Höhle bemerkte man noch eine eiserne Türe. Mit vieler Mühe gelang es ihnen, sie aufzusprengen, aber da saß auf einer großen Geldkiste ein fürchterlicher Hund und glotzte sie an. Als sie beherzt näher kamen, erhob er sich langsam und

zeigte seine Zähne, die fürchterlich aussahen, und knurrte dabei, daß es dröhnte wie ferner Donner. Langsam rückwärtsgehend, um ihn nicht noch mehr zu reizen, aber an allen Gliedern zitternd, verließen sie den Raum. Dann berieten sie, wie man den Zauber lösen könnte, aber weil sie das rechte Wort nicht fanden, verschwanden Kiste und Hund und Türe und sie fanden nie mehr eine Spur davon.

IX.

Einmal lebte ein rechter Hexenmeister, der auch sein Glück an der Grasburg versuchen wollte. Er hatte mit dem Teufel einen Bund geschlossen, der wollte ihm einen ganzen Wagen voll Gold und Silber geben, wenn er ihn ohne ein Wort zu sagen aus der unterirdischen Schatzkammer herausziehen könne. Er brachte es aber nicht zustande, weil er zu schwer war. Da warb er noch andere an, um ihm zu helfen, und legte ihnen dasselbe strenge Stillschweigen auf, das auch ihm geboten war. Nun zogen sie mit vereinten Kräften den Wagen hinauf. Als die Vorderräder beinahe den ebenen Weg erreicht hatten und nur noch ein letzter Ruck nötig war, rief er in freudiger Selbstvergessenheit aus: Hü i Gott's Name! und Rrrrr — fuhr krachend und tosend der Wagen wieder zurück und ward nie mehr gesehn. Hätte er aber nicht gerufen: Hü i Gott's Name, so hätte vielleicht der Teufel sie alle genommen. So aber hatte er keine Macht über sie.

X.

Mit dem großen Abbrechen der Grasburg 1572 bis 1575 war sie wohl noch nicht so weit zerstört, wie wir sie heute kennen. Eine Ansicht von Löhrer aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts zeigt sie noch größer, als sie gegenwärtig ist, obschon sie wohl schon vorher, wie auch seither, als Steinbruch ausgebeutet wurde. Vielleicht aber hat sie der Maler auch ein wenig zurechtgeputzt, denn andererseits schreibt der bernische Arzt Dr. Schöpf im Jahr 1577, daß die Burg „vier Jahre vorher verlassen und dem Erdboden gleich" gemacht worden sei. Aber wiederum bezogen die Freiburger 50 Jahre nach dem vernichtenden Zeugnisse des Besuchers von 1577 noch für 275 Pfund „um 153 stuck dufft under dem alten schloß graspurg" und „denne hatt hanns klein, der steinhouwer, von den muren an dem alten schloß selbs dritt ein tag dufft ußbrochen", um „mit den dufft stucken die alte schür (beim Schlößli) gegen den wätter am rein underzefaren".

Von 1573 an blieb die Ruine im Besitz der beiden Städte, ein Verkauf an einen Freiburger Hans Fryo 1624 mußte wegen Berns Widerspruch nach 4 Jahren rückgängig gemacht werden. So blieb das „Altschloß", wie es im Volk noch heute heißt, Gemeingut bis 1798. In Privatbesitz gelangte die Grasburg 1846, als sie der Staat Bern um 300 Fr. alter Währung an Herrn von Stürler-Steiger verkaufte, nach dessen Geltstag sie 1883 von Johann Schmied von Wahlern ersteigert wurde. 1894 kam sie dann samt dem „Schlößligut" an die Stadt Bern, die dort Quellwassergebiet gekauft hatte. Später errichtete sie auf dem Schloßgut das „Ferienheim Grasburg".

Wir haben über die Ruine Grasburg zwei vorzügliche Arbeiten aus der Feder des Herrn Dr. Burri, „Die Grasburg unter savoyischer Herrschaft", Bern, Grunau 1907, und „Die Grasburg, ihre Baugeschichte und ihr einstiges Bild", 2 Teile, ebenda 1911. Ihnen, sowie der volkstümlichen kleinen Schrift von „Fritz Bürki: Die Ruine Grasburg", Verlag des Berner Tagblatt 1916, haben wir das historische Material entnommen. Die Klischees stammen aus ersterem Werk, das vom Historischen Verein des Kantons Bern herausgegeben wurde.

Rosen.

Eine Skizze aus der Grenzbesetzung von Walter Richard Ammann.

Nach wochenlangem, strengem Dienst an der Grenze marschierten wir ins Land hinein, um hinter der Front auszuruhen und vor allem, die durch den andauernden Wachtdienst etwas erschlaffte Straffheit des Exerzierens wieder aufzufrischen. Manche Bequemlichkeit, die wir lange schmerzlich vermißt, winkte uns. Des ganzen Bataillons hatte sich eine recht fröhliche Stimmung bemächtigt. So auch meiner; besonders auf das Zimmer freute ich mich.

Schon mittags zogen wir mit schmetternder Musik im Dorfe ein. Wir hatten also Zeit genug, eine passende Unterkunft zu suchen. Die Mannschaft war bald untergebracht und mit dem Reinigen ihrer Ausrüstung beschäftigt. Ich begab mich persönlich auf die Quartiersuche. Aber, oh je, da war alles schon besetzt, wo ich anklopfte. Außer unserm Bataillon lag noch eine ganze Abteilung Feldartillerie im Dorfe. Es war zum Verzweifeln. Ich befand mich in einer keineswegs rosigen Stimmung und schwur im stillen, ein nächstes Mal mir lieber ein Zimmer durch den Fourier zu sichern.

Eine noch junge, etwas bleich aussehende Frau mit einem Kind auf dem Arm kam auf mich zu. Das Kleine schrie mich freudig an und streckte mir seine Patschhändchen entgegen. Fast schüchtern erwiderte die junge Frau meinen Gruß und versuchte ihr Kind zum Schweigen zu bringen: „Lassen Sie das nur, gute Frau, und sagen Sie mir lieber, wo hier ein Zimmer zu finden ist!"

„Für Sie?" fragte sie, mich zaghaft ansehend.

„Ja, es braucht kein extra schönes und großes zu sein, nur eins, in welchem ich mich wohl fühle!"

„Ich hätte schon eines; mein Mann ist schwer augenkrank und liegt im Spital, und da schlafe ich mit den zwei Kindern zusammen. Es wird Ihnen aber zu weit oben sein; es ist eben nur ein Dachzimmer. Brauchen könnte ich zwar eine kleine Nebeneinnahme schon bei den teuren Zeiten!" fügte sie noch traurig hinzu. Sie hätte das letztere gar nicht zu sagen brauchen; schon bei den ersten Worten war ist fest entschlossen, das Zimmer zu nehmen. Ohne Besinnen forderte ich die Frau auf, mich in ihr Heim zu führen. Bald betraten wir ein schmuckes Haus und stiegen drei Treppen empor. Dann öffnete die Frau eine Türe und sagte schlicht: „So, da wär's!" Ich sah in ein kleines, blitzsauberes Stübchen, erfüllt von lichten Sonnenstrahlen. Auf einem kleinen, mit einem grünen Teppich überdeckten Tisch standen in einer weißen Vase rosarote Rosen. Ein großer leuchtender Busch, er winkte mir: „Bleib hier!" Eine helle Kinderstimme fragte hinter mir: „Du, Mutti, kommt der Soldat zu uns?" Es war der etwa vierjährige Knabe, den die Frau zu Hause gelassen hatte, der fragte. Er sah dabei bittend zur Mutter empor.

„Ja, Kleiner, ich bleibe; wo Blumen im Haus, da ist es heimelig! Aus Blumen lächelt ein Glück!"

(Aus dem „Häuslichen Herd", Zürich.)

Stille.

Unendlich licht und sonnenklare
Schweigende Lüfte horchen und lauschen
Den Klängen der Unendlichkeit —
Kein Blatt, kein Sträuchlein wagt zu rauschen.

Kein Hälmlein weht! — Versteckt im Grase
Zirpt kein Grillchen in vorlauter Weise —
Und selbst des Silberbächleins Sang
Tönt traumverloren — heimlichleise!

Auch meine Seele läßt sich mählich
In stilles Lauschen und Sinnen wiegen:
Denn irgend einer Wahrheit Licht
Und irgend eine Offenbarung
Muß in dem tiefen Schweigen liegen!

Lilian Degen, Bern.

Nachdruck aller Beiträge verboten.